



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2017

Dem Kulturleben der Krim auf der Spur

Hofmann, Tatjana

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-143952>

Journal Article

Published Version

Originally published at:

Hofmann, Tatjana (2017). Dem Kulturleben der Krim auf der Spur. Religion Gesellschaft in Ost und West, (3):18-19.

Tatjana Hofmann

Dem Kulturleben der Krim auf der Spur

Gemeinsam mit dem Kameramann Cyril Venzin hat die Zürcher Slavistin Tatjana Hofmann dem Kulturleben auf der Krim nachgespürt. Sie ist erneut mit den auskunftsfreudigen Teilnehmern des Bosphorusforums, an dem sie vor zwei Jahren erstmals teilnahm, zusammengetroffen (s. RGOW 3/2016, S. 28–29). Dabei hat sie verschiedene Autoren und Kulturschaffende interviewt, die jeweils ihre eigene Sicht auf das Kulturleben der Krim von düster bis freundlich-distanziert haben. – N. Z.

„Die Krim ist ein Loch. Tiefste Provinz, aber mit Ansprüchen. Nach dem Motto: Wir sind nicht irgendein Rjasan' oder Vologda, obwohl es dort ein Kulturleben gibt, ein ehrlicheres. Hey, hier ist das Parlament! Schwieriges Thema“, urteilt Alexander Barbuch, Fotograf und Drehbuchschreiber. Kurz darauf sagt er, das Symphonie-Orchester sollten wir uns anhören, und dass in Simferopol im Kunst- und im Tauris-Museum viel passiere.

Ein wichtiger Veranstaltungsort ist auch die Ivan-Franko-Bibliothek, in friedlicheren Zeiten nach einem westukrainischen Schriftsteller benannt. Uns werden Besucherausweise ausgestellt. Mein Begleiter, der Schweizer Kameramann und Kulturwissenschaftler Cyril Venzin, schreibt zum ersten Mal seinen Namen in kyrillischen Buchstaben. Auf der Krim heißt er Kirill. In der Bibliothek besuchen wir die Ausstellung von Ismet Scheich-Zade. Der Urgroßvater des Performancekünstlers war ein Scheich im Krim-Khanat; die Familie wurde im Zweiten Weltkrieg nach Usbekistan deportiert. An die Präsenz verschiedenster kultureller Codes müssen wir uns gewöhnen.

Einen ganzen Tag lang erklärt Ismet Scheich-Zade vor der Kamera seine Malerei, Installationen und Entdeckungen: Verbindungen zwischen Michelangelo und krimtatarischer Symbolik. Mit solchen Vorträgen nimmt er dieses Jahr an zwei Konferenzen teil, die zum Projekt der Galerie *Krim-Khanat* gehören. Zuerst in Moskau und jetzt in Melbourne. Da, wie er sich ausdrückt, eine russische Krim auf dem australischen Radar nicht existiert, bedient er sich für seine Teilnahme und für das Visum seiner alten Dokumente. Down under repräsentiert er nun die Gesellschaft akademischer Kunst der Ukraine.

Mehr als nur ein Ferienparadies

Cyril und ich drehen einen Dokumentarfilm über die Krim. Bisher war unser Projekt Produktionsfirmen suspekt, die Rede von Kultur wurde überhört, die Politik verstellt die Sicht. Natürlich geht die Frage nach dem Kulturleben der Krim viel zu weit, denn sie setzt voraus, dass jemand den Überblick hat. Mehr als um diesen geht es uns um den Stellenwert von geerbter und gelebter Kultur für die Menschen vor Ort. Sie könnte Ferndiagnosen widersprechen, die eine Einöde, gar den Tod der Halbinsel hinaufbeschwören, wie es Karl Schlögel tut, wenn er bezweifelt, dass „aus dem Allunions-Sanatorium und Erholungskombinat eine Urlaubswelt [wird], die die Konkurrenz mit anderen europäischen Urlaubsgegenden aufnimmt, ohne den ihr eigenen Zauber, die einzigartige Dichte ihres kulturellen und historischen Erbes zu ruinieren“ und davon ausgeht, dass „Putins Russland der Krim und allen Krimtschanen die Chance genommen [hat], diesen paradiesischen Ort zu einer neuen Blüte zu bringen.“¹

Die Krim ist für viele, die dort gewesen sind, vor allem ein Ferienort, und für viele, die dort leben, sichert der Tourismus das

Überleben. Auch wenn die Besucher nicht ausbleiben – neben den Stränden ziehen historische Stadtführungen sichtbare Menschen-trauben an –, bleiben die Preise, die in den letzten beiden Jahren bis zu 20 % gestiegen sind, ein Problem. Zudem gefährdet die mangelnde Nachhaltigkeit die Lebensqualität: Außer in Jalta ist der Zugang zum Meer an der Südküste von Alupka bis Aluschtsa durch Zäune verbarrikadiert. Der russisch-ukrainische Essayist Igor' Klech kritisiert diesen Zustand, es sei Neofeudalismus mit sowjetischen Wurzeln.² Er hebt als Vorbild den frei zugänglichen botanischen Garten hervor, den Tschschow in seinem Haus-Museum in Jalta anlegte. Lokale Kulturgeschichte als Lehrstunde für die Gegenwart.

Wir möchten mit unserer Dokumentation niemanden belehren, wir möchten die „Krimtschanen“ selbst zu Wort kommen lassen. Die Aufnahmen setzen bei jedem guten Gespräch ein, oft spontan. Wir sind mit einem Koffer und einem Rucksack unterwegs, mit gemieteten Objektiven und einer einfachen Videokamera, ohne Zusatzlicht. Bisher setzen sich unsere Interviewpartner aus den Teilnehmern des Bosphorusforums (s. RGOW 3/2016, S. 28–29) zusammen, sie sind gesprächsbereit.

Das Forum findet seit 1993 alle zwei Jahre auf der Halbinsel statt. Der Organisator, Igor' Sid, bezeichnet es als eine experimentelle Aktivität an der Grenze zwischen Kunstfestival und Konferenz. Von Anfang an schloss es kollektive konzeptualistische Aktionen wie Landart und Happenings ein. In den letzten Jahren ist die anthropologische Krise in den Vordergrund gerückt. 2015 und in diesem Jahr wurde die Übersetzung – im weiteren Sinne – zum Motto erkoren. Sid selbst stammt aus Kertsch. Seine dortige Wohnung staubt ein. Da es in Kertsch kaum Arbeit gibt, hat der Dichter und Organisator, Kommunikator und Herausgeber (u. a. des Bandes *Einführung in die Geopoetik*, Moskau 2013, sowie der geopoetischen Anthologie *Unsere Krim*, Moskau und New York 2016) seinen Lebensmittelpunkt nach Moskau verlagert. Per Telefon, Mail und über soziale Netzwerke steht er mit den Kollegen von der Krim gleichermaßen in Verbindung wie mit ukrainischen Autoren. Durch sie wurde die Geopoetik im deutschsprachigen Raum zum Label essayistisch-hybrider Literatur, die den osteuropäischen Raum erkundet. Innerhalb der Slawistik kam Forschungsinteresse auf.

Wäre ihr Augenmerk auch auf das Übersetzen gerichtet gewesen, wäre der Übersetzer und Theaterautor Jan Shapiro nicht unbemerkt geblieben. Er ist mindestens ein doppelter Übersetzer: aus dem Englischen ins Russische und aus dem Atheismus ins Judentum. Den schmalen, freundlichen Mann mit Kippa kann ich mir nicht als Elektriker im sowjetischen Sewastopol vorstellen. Shapiro sagt selbst, seine Familie sei weltlich, russifiziert, seine Mutter veröffentlicht gerade ihr Buch *Puschkins Sewastopol*. Zum Judentum gelangte er über Umwege, die auch das Interview mit ihm einschlägt, und über den russischen Dichter Andrej Poljakow scherzt er: „Vor einem Vierteljahrhundert flehte er mich an, ich solle mich



Der Dichter Andrej Poljakov bei sich zu Hause in Simferopol. Foto: Cyril Venzin

taufen lassen. Ich habe in der Tat zu Gott gefunden, allerdings in der Synagoge, als der Rabbiner Benjamin Wolf nach Sewastopol gekommen ist. Seitdem wurden eine geräumige, schöne Synagoge, ein jüdischer Kindergarten und eine jüdische Schule eröffnet. Ich bin ‚Meturgeman‘ in der Synagoge geworden und unterrichte Erwachsene in Judaismus.“

An Rudyard Kiplings Werken beeindruckt ihn, dass sie zur Vorsicht gegenüber schnellen Rückschlüssen mahnen, Geselligkeit und Einsamkeit vereinen, elaboriert sind und sich dabei auf das Wichtigste konzentrieren. An Stücken hat Shapiro schon früher gearbeitet. Seit vor zehn Jahren der Dramaturg Anatolij Djatschenko aus Moskau nach Sewastopol zurückgekehrt ist und ein Seminar gegeben hat, schreibt Shapiro wieder, seine Theaterstücke widmen sich jüdischen Themen.

Ein weiterer fester Forumsteilnehmer und Mitorganisator neben Sid und Shapiro ist Andrej Malgin, Direktor des Tauris-Museums. Was ihn gerade bewegt, ist die verweigerte Rückgabe des sog. Skythengolds. Die Sammlung aus ca. 2000 Artefakten wurde Anfang 2014 von den lokalen Museen für die Ausstellung *Krim: Gold und Geheimnisse des Schwarzen Meeres* in Amsterdam ausgeliehen. Seit dem Anschluss der Krim an die Russische Föderation sind die Artefakte Gegenstand eines Rechtsstreits. Malgin äußert sich enttäuscht über das Urteil des Den Haager Gerichts, die Schätze an Kiew zu übergeben. Genauso hat die Kulturministerin der Krim, Arina Novoselskaja, auf ein ausgewogeneres Urteil gehofft: Diese Entscheidung widerspreche dem rationalen Denken, moralischen Normen und der Museumsethik.

Die charismatische Ministerin hat keine Zeit für ein Interview, gibt mir aber ihre Handynummer, für den Fall der Fälle. Der tritt ein, als wir vor dem verschlossenen Tor zum Khan-Palast in Bachtschissaraj stehen, obwohl wir dort einen Drehtermin für eine Performance von Ismet vereinbart haben – ein Anruf und das Tor öffnet sich. Das Schild „Sanitätstag“ hat so viel wie „Saisonende mit Feier inklusive Kater danach“ bedeutet.

Lyrik abseits der institutionalisierten Kultur

Wieder in Simferopol, setzen wir unser Gespräch mit Alexander Barbuch und seinem langjährigen Freund, Andrej Poljakov, fort. Poljakov ist geblieben, Barbuch ist nun nach 15 Jahren zurückgekehrt. Nach dem Studium hat er in Kiew bei einem Fernsehsender gearbeitet, später in Moskau, wo er am Literaturinstitut studiert hat. Seine Frau stammt aus Frankreich. Abseits von Hektik, Kälte und schlechter Luft verschwindet seine Depression. „Hier kann man noch spazieren gehen, Kinder spielen im Märchenpark, er sieht genauso aus wie in der Jugend meiner Eltern.“ Barbuch selbst widerlegt sein Urteil über die Krim als Loch: Hier bereitet er seine nächste Ausstellung und das dazugehörige Fotobuch vor.

Er zeigt uns urbane Schnappschüsse, von den Reklame-Spiegelungen blicken düstere Selbstporträts des Fotografen. Oft reflektieren sie die Fotosituation, Farbarrangements kontrastieren mit

Schwarz-Weiß-Landschaften, ebenso einige Künstlerporträts wie das fröhliche Gesicht von Poljakov. Der ist zum Lyrikstar geworden, ohne sich physisch aus Simferopol hinauszubewegen. Barbuch raucht und fragt mich zurück: „Ist Pol Teil unseres Kulturlebens? Kaum. Er hält Distanz.“ Auch wenn man „Pol“ selten ein Lächeln abgewinnt, malt er das Kulturleben nicht schwarz. Der frühere Literaturdozent sieht immerhin eines. Er beobachtet es von außen, es sei wie eine Eisenbahnstation unter seinem Zimmerfenster. Er blicke auf die Züge, die an ihm vorbeifahren, aber wir müssen verstehen, er arbeite nicht bei der Eisenbahn.

Diese Eisenbahn ist nur die eine Seite, aber eine beachtliche. Über 700 sozial, ökologisch und präventiv engagierte sowie im engeren Sinn hochkulturelle Veranstaltungen listet der Plan des Kulturministeriums für dieses Jahr auf, darunter krimtatarische und jüdische Feiertage, den Tag der krimtatarischen Sprache, die Ausstellung *Tragödie eines Volkes* zum Gedenken an die Opfer der Deportation, die Gedenkaktion *Geschichte meiner Familie in der Geschichte des Krieges*, die Konferenz *Tschechow in Jalta* und das Gumilev-Festival in Koktebel.

Letzteres ist für das schiffs- bzw. kirchenähnliche Haus des Dichters Maximilian Woloschin berühmt, das wie eine Arche viele Gäste beherbergt hat – die Krim in Miniatur, eine Ferien- und Arbeitsresidenz, ein Impuls- und Durchgangsort der Kreativen verschiedener Herkunft. Diese Tradition greift das dortige alljährliche Poesie-Festival auf. Während die Direktorin des Museums wie eine Operndiva über Festivals und Bucherrungenschaften berichtet, die trotz fehlender Räumlichkeiten und geringer Finanzierung erfolgen, fällt der Strom aus. Unsere Aufnahme bricht ab. Die energische Dame erzählt weiter im Dunkeln, hoch erhoben über ihren Bücherstapeln.

Auch in Poljakovs Zimmer wachsen stalagmitenartige Bücherstapel auf dem Boden. Sein Kopf ragt gerade so über sie hinaus, wenn er seinen künstlerischen Kosmos umreißt: „Mein ganzes Schaffen kreist um die Krim, und das literarische Leben der Krim, das bin ich.“ Das Leben sei ein Intertext, sein schreibendes Ich ein semiotischer Körper. Der Sinn sei für ihn symbolisch und daher dynamisch, die Dynamik impliziere ein Flimmern. Poesie müsse glimmen, sie brauche Raum und Leere statt dichter Logosbrocken, sie müsse sich im Kreis drehen dürfen. Die Semiotik besiege das Schicksal. Der studentenhafte, schnell und druckreif sprechende Philologe in Jeansjacke und Brille verkörpert die Geopoetik.

Ursprünglich hat Sid den Begriff als Reaktion und als Appell im Zwißt um die Krim, der Anfang der 1990er Jahre unter Krimtataren, Russen und Ukrainern entbrannte, lanciert. Sid bemühte sich um einen internationalen, ästhetischen Gegenpol. Gerade jetzt, wo Maßnahmen zur Friedenssicherung vonnöten wären, herrscht weitgehend Stille. Auch das Kulturministerium schweigt zur Frage, ob es das nächste Bosphorusforum unterstützt. Im „Eisenbahnfahrplan“ taucht es nicht auf.

„Kirill“, empfiehlt Poljakov, „lies Berdjaew, Bachtin und Schestow, dann können wir ohne Übersetzerin sprechen.“ Öfter als wir begleiten sie ihn in Simferopol, gemeinsam mit Husserl, Nietzsche, Bataille und Barthes... Wir nehmen Poljakovs Poetikvorlesungen auf und mit. Postsymbolistische Sinnbewegungen benötigen weder Reisepass noch Visum.

Anmerkungen

- 1) Karl Schlögel: Entscheidung in Kiew. Ukrainische Lektionen. München 2015, S. 144.
- 2) Igor Klech: Navejannye otdyhom v Krymu nesvoevremennye mysli: <http://svpressa.ru/blogs/article/155320/>.

Tatjana Hofmann, Dr. phil., wissenschaftliche Mitarbeiterin am Slavischen Seminar der Universität Zürich.